



RALPH WESTERHOFF

Kalte Fluten

KÜSTEN KRIMI

emons: eBook

Ralph Westerhoff, geboren 1964 in Thuine (Kreis Emsland), absolvierte ein Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Freiburg, München und Hagen. Nachdem er praktisch schon überall in Deutschland gewohnt hat, lebt Ralph Westerhoff seit nunmehr sieben Jahren als Jurist und Dozent mit seiner Familie in Hilden in der Nähe von Düsseldorf.

www.facebook.com/WesterhoffRalph

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig. Die Verwendung von Namen real existierender Personen, Unternehmen, Organisationen und Institutionen ist künstlerisches Ausdrucksmittel. Der Autor versichert, dass er nicht beabsichtigt, die Persönlichkeitsrechte dieser Personen zu verletzen, sie zu verunglimpfen oder ihr Ansehen zu schmälern.

© 2012 Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: fotolia.com/Rico K.

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-86358-161-9

Küsten Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für Susanne

Erster Teil

Prolog

Es war stockfinstere Nacht irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern, die Nacht vom 16. auf den 17. März. Doch für ihn war es hell. Nicht taghell, aber doch hell genug, dass er den Text lesen konnte.

Ein Mann hatte ihn überfallen. Er hatte einen Stich wie von einer Wespe oder Hornisse an seinem Hals gespürt, und dann war er ohnmächtig geworden.

Als er wieder erwachte, konnte er seine Beine nicht mehr spüren. Er litt unsägliche Schmerzen im Rücken und fürchtete, dass er nie wieder würde gehen können. Der Mann hatte ihn wahrscheinlich zum Krüppel gemacht. Er war möglicherweise gelähmt. Doch so schrecklich das auch wäre, es waren nicht die Schmerzen und nicht die Angst vor einem Leben im Rollstuhl, was in ihm Panik auslöste.

Dicke Kabelbinder bohrten sich in das Fleisch seiner Fuß- und Handgelenke. Er wagte nicht, an das zu denken, was kommen würde.

Er hatte keine Ahnung, wie es passiert war. Er wusste nur, dass der Mann ihn weggebracht hatte. Weg von der Neptun Werft. Es hatte ihn nach dem Aufwachen halb wahnsinnig gemacht, nicht zu wissen, wo er war, keine Ahnung davon zu haben, was der Mann mit ihm vorhatte.

Doch nun wurde ihm die schreckliche Wahrheit langsam bewusst. Ein Imperativ stand, eingebrannt in die Sperrholzplatte, etwa dreißig Zentimeter über seinem Kopf. Es war eine massive, dicke Platte. Nicht einmal unverletzt und ohne Kabelbinder an Händen und Füßen hätte er eine Chance, sich zu befreien. Er meinte, noch das Quietschen der Schrauben beim Eindringen in das Holz und das hochfrequente Singen des Akku-Schraubers im Ohr zu haben. Aber da war er doch noch bewusstlos gewesen.

Wie ein Brandzeichen im Fell eines Pferdes waren sechs Buchstaben in dem Holz über ihm verewigt.

»BEREUE«, stand da.

Dann hörte er es, das grauenvolle Geräusch über sich. Das Knirschen der Schaufel, die der Mann in die Erde trieb. Es folgte eine ganz kurze Stille. Die

wenigen Sekunden, die es dauerte, bis die Ladung einer Schaufel durch die Luft geflogen war und prasselnd auf dem Deckel des massiven Sarges niederging. Und dann wieder das Knirschen der Schaufel, wieder die Stille, wieder das Prasseln. Die Intensität des Prasselns nahm aber mehr und mehr ab. Die schon vorhandene Erdschicht dämpfte zunehmend das Geräusch der übrigen Schaufelladungen.

Seinen Kopf konnte er noch bewegen. Links in die Wand des Sarges war eine Halterung geschraubt. Darin steckte eine Taschenlampe, die den engen Raum beleuchtete. Rechts sah er einen weiteren Gegenstand. Ein Babyfon.

»Gnade«, wollte er in Richtung des Mikrofons winseln. Doch sein Knebel ließ nur unverständliche Presslaute zu. Das rhythmische Prasseln über ihm hörte auf, und ein knarrendes Geräusch kam aus dem Lautsprecher des Gerätes. Dann vernahm er eine eindringliche männliche Stimme.

»Gnade hat nur der verdient, der auch gnädig ist.«

Woher wusste der Mann draußen, dass er um Gnade bitten wollte?

»Kein Erbarmen für Erbarmungslose«, hörte er ihn noch sagen. Kalt, konsequent und unerbittlich. Dann war da wieder nur das knirschende Geräusch der Schaufel und der niederfallenden Erde.

Er bewegte seinen Kopf etwas nach links und blickte in den Schein der Taschenlampe. Er blendete ihn. Sollte es das letzte Licht sein, das er je in seinem Leben sehen würde? Sollten die Worte »Kein Erbarmen für Erbarmungslose« die letzten sein, die er hören würde? Diese sechs Buchstaben, »BEREUE«, das Letzte, was er lesen würde? Sollte sein Leben damit enden, dass er unter unsäglichen Schmerzen lebendig begraben wurde?

Der Mann hatte ihm seine Armbanduhr gelassen. Eine aus Gelbgold gefertigte Rolex Datejust im Wert von über zehntausend Euro. Um Geld ging es dem Mann, der über ihm das Grab zuschaufelte, wohl nicht. Deshalb konnte es der, den er zunächst im Verdacht gehabt hatte, nicht sein. Außerdem brauchte derjenige ihn doch.

Die Uhr glänzte im Schein der Lampe. Seine Hände waren vor seinem Bauch gefesselt. Er konnte die Uhr lesen. Er *sollte* die Uhr lesen können. Sie zeigte zwei Uhr siebenundfünfzig. Ob es Tag war? Oder war es Nacht?

Unsinn. Es war Nacht. Es war jetzt also zwei Stunden her, dass der Mann ihn auf der alten Neptun Werft überwältigt hatte. Außerdem: Wer würde ihn schon am Tage begraben, wo jeder zusehen konnte? Aber ... warum denn eigentlich nicht am Tage? Wer so verrückt war, jemanden lebendig zu begraben, der würde es vermutlich auch am Tage tun.

Warum? Die Frage quälte ihn. Warum wollte ihn der Mann auf so bestialische Weise töten? Warum nur? Tränen schossen ihm in die Augen. Warum denn nur?

Er war kein guter Mensch, einverstanden. Und wenn es dieser Verrückte da oben denn unbedingt wollte, würde er auch bereuen.

Er hatte den Irren nicht erkannt, der ihm aufgelauert und ihn betäubt hatte. Ob es doch er war? Er würde ihn fragen. Jetzt. Doch der Knebel in seinem Mund würgte ihn. »Hmm! Hmm!« war das Einzige, was er hervorbrachte.

Das Babyfon schwieg.

Die Luft in dem engen Gefängnis war stickig. Wie lange würde der Sauerstoff reichen? Er korrigierte sich selbst. Das Problem war nicht der Sauerstoff. Es war das vom Körper selbst produzierte Kohlendioxid. Das Gas war zwar an sich nicht giftig, das wusste er. Aber irgendwann wäre in dem Sarg einfach zu viel davon. Er brachte sich gewissermaßen selbst um, weil sein Stoffwechsel aus dem Sauerstoff Kohlendioxid machte. Er würde ersticken. Langsam, quälend, aber sicher.

Der Sarg hatte etwa einen Kubikmeter Volumen. Vielleicht etwas mehr. Die tödliche Konzentration an Kohlendioxid wäre in zwei Stunden erreicht, schätzte er. Spätestens in einer Stunde würde er das Bewusstsein verlieren. Sobald er einschlief, wäre es vorbei. Er wurde jetzt schon müde. Nein, nicht einschlafen! Er hielt sich krampfhaft wach. Vielleicht würde man ihn noch rechtzeitig finden. Vielleicht.

Bitte, bitte, lass es geschehen, dass man mich findet, dachte er in Panik. Lieber Gott, bitte! Ja, ich habe schon Jahrzehnte nicht mit dir gesprochen. Jetzt flehe ich dich an. Lass mich hier nicht so verrecken. Nicht so jämmerlich ersticken in einem von innen beleuchteten Sarg. Bitte, bitte, bitte!

Die Luft wurde immer schlechter. Es stank. Er roch seinen eigenen Schweiß. Er roch seinen Urin. Er roch seine Fäkalien. Er hatte sich vor Angst in die Hosen gemacht. Er schämte sich. Ja, auch im Angesicht des baldigen Sterbens, vielmehr des Verreckens war es ihm peinlich, dass er gepinkelt und seinen Schließmuskel nicht mehr unter Kontrolle hatte.

Der Mann über im schien mit der Arbeit fertig zu sein. Die immer noch glänzende Datejust zeigte drei Uhr vierzehn. Das Babyfon knarrte wieder.

»Du hattest Gelegenheit, zu bereuen. Nach meinen Berechnungen müssten in den nächsten dreißig Minuten die ersten Bewusstseinsstörungen auftreten. Bereue, du Abschaum! Bereue, solange du es noch kannst! Bereue! Bereue!«

Dann war wieder Stille.

Das Babyfon gab kein Geräusch mehr von sich. Trotz Knebel versuchte er verzweifelt zu flehen, jammern und betteln. Vergebens. Niemand hörte ihn. Um drei Uhr neunundvierzig wurde ihm endgültig schwarz vor Augen. Er sah sich durch einen langen Tunnel gehen. Er ging immer schneller, denn am Ende des Tunnels sah er ein helles, gleißendes Licht. Stimmen riefen ihn. Er folgte dem Licht. Da wollte er hin. Zu den Stimmen, die ihn lockten. Immer dem Licht nach.

Um drei Uhr vierundfünfzig war er erstickt.

Sein Mörder war sich sicher, dass man die Leiche nie finden würde. Und selbst wenn. Ihn würde man nie fassen.

Wolfgang Franke verfluchte den Tag, an dem er entschieden hatte, sein geliebtes München zu verlassen. Den Tag, an dem er seine kleine Familie dazu überredet hatte, mit ihm in den hohen Norden zu ziehen. Er verachtete sich dafür, die Warnungen seiner Frau und die Tränen seiner Tochter ignoriert zu haben.

Aber es war alles so vielversprechend und verführerisch gewesen. 1992 hatte die Kriminalpolizeiinspektion Rostock Beamte gesucht. Beamte mit Erfahrung. Beamte, die anpacken konnten. Eben einen wie ihn. Trotz bester Zeugnisse und ausgezeichneter Leistungen im Dienst hatte er sich in München beruflich auf der Stelle bewegt, denn zu viele waren vor ihm dran. Das formale Beamtenrecht, das bei Beförderungen mehr auf die Anzahl der Dienstjahre achtete als auf die Qualifikation und die Leistung, stand seiner Beförderung im Wege.

Hier aber hatte er Hauptkommissar werden können. Leiter der Mordkommission. Hier hatten sie sich, ohne wie in München finanzielles Harakiri zu begehen, den Traum vom eigenen Haus im Grünen verwirklichen können. Hier war die Mark das Doppelte wert gewesen.

Ja, es war die Verführung, der er erlegen war und der er das Glück seiner kleinen Familie untergeordnet hatte. Und jetzt?

Nachdenklich und verzweifelt blickte Wolfgang Franke aus dem Fenster seines Büros in der Blücherstraße mitten in Rostock. Der helle, mit dem üblichen zweckmäßigen Mobiliar eingerichtete Raum, den er sich mit seiner jüngeren Kollegin Wiebke Sollich teilte, lag im dritten Stock des insgesamt sechs Stockwerke umfassenden Backsteinturms, in dem sich die Kriminalpolizeiinspektion befand. Unter ihm fuhren die Autos. Rechts konnte er das Steintor, eines der drei verbliebenen massiven Landtore der ehemaligen Stadtbefestigung, sehen. Er blickte nach links über den Friedrich-Engels-Platz in Richtung Rosa-Luxemburg-Straße. Trotz der sozialistisch anmutenden Namen erstreckte sich dort der Teil der Stadt, wo das gehobene Bürgertum in liebevoll restaurierten Jugendstilvillen wohnte. Doch er nahm

das alles nicht wirklich wahr. Ein Gedanke beherrschte ihn völlig. Gleich würde er seine Tochter abholen.

Lydia. Sein Sonnenschein, wie er sie immer genannt hatte und noch heute gerne nennen würde. Doch die Sonne hatte aufgehört zu strahlen. Und der Sonnenschein bezeichnete ihn als »Scheißbullen«.

Als sie zum Januar 1993 nach Rostock umgezogen waren, war Lydia gerade dreizehn geworden. Ein gesundes bayerisches Madel, würde man im Süden sagen.

Als Bauerntempel hatte man sie hier verunglimpft. Lydia hatte nun einmal eine bayerische Sprachfärbung. Sie nannten sie deswegen »Heidi«, fragten sie, ob ihr Großvater auch ein »Alm-Öhi« sei und wie man denn Ziegen melken würde.

Bitterste Tränen hatte sie geweint. Angefleht hatte sie ihn und seine Frau Caroline, wieder zurückzugehen. Weg von dem großen reetgedeckten Haus, zurück in die kleine Wohnung in Ottobrunn südlich von München. Weg von der Ostsee, zurück zu den Alpen. Keine öden Segeltörns, sondern Bergwanderungen im Sommer. Keine langweiligen Spaziergänge an den nassen und grauen Tagen hier, sondern Skifahren auf den weißen Pisten unter blauem Himmel im Winter.

Er hatte sie ignoriert. Er war egoistisch.

Sie werden Lydia schon akzeptieren, hatte er gedacht. Es braucht nur Zeit. Doch das war Selbstbetrug. Das wusste er heute. Die Mauer in den Köpfen war Anfang der neunziger Jahre noch mindestens so hoch gewesen wie die Berliner Mauer vor dem 9. November 1989. Seinen Erwartungen zum Trotz wurde sie nicht niedriger. Wessi blieb Wessi und Ossi blieb Ossi. Wer nicht Ossi war, wurde ausgegrenzt. Und wer sich als Wessi dann noch den Luxus eines Dialektes leistete, war per se unten durch. Eine Steigerung wäre nur noch drin gewesen, wenn sie Schlitzaugen gehabt hätte. Die »Fitschis«, wie Asiaten hier genannt wurden, standen auf der sozialen Leiter noch unter Wessis mit bayerischem Akzent.

Sie war deswegen während ihrer Schulzeit viel allein gewesen. Viel zu viel allein. Wer allein ist, gerät in die Fänge falscher Freunde. Sein Sonnenschein rutschte ab. Am Anfang war es nur die äußere Auflehnung durch knallrot

gefärbte Haare, schlampige Kleidung und aufsässige Reden, was ihn störte. Aber welches pubertierende Mädchen lehnt sich nicht gegen das Elternhaus auf?

Dann dieser unglaubliche schulische Leistungsabfall. Doch war das nicht auch normal, wenn ein junger Mensch zwischen Kindheit und Erwachsenwerden mal vorübergehend die Lust am Lernen verlor? Völlig normal. Kein Grund, sich Sorgen zu machen.

Als seine Kollegen von der Streife sie zum ersten Mal aufgriffen, war es bereits zu spät. Das war vor zehn Jahren gewesen, damals war sie gerade einundzwanzig geworden. Natürlich wusste er zu dieser Zeit schon, dass sie ab und zu, wie er dachte, einen Joint rauchte. Doch vor der grausamen Realität hatte er die Augen verschlossen. Lydia war heroinsüchtig geworden. Sie war auf der schiefen Bahn, und die Geschwindigkeit des Absturzes sollte von Tag zu Tag zunehmen.

Lydia war irgendwann völlig abhängig von dieser grausamen Substanz gewesen, völlig zugehörnt durch den wahrscheinlich x-ten Heroinschuss. Apathisch, abgemagert, willenlos. Sein Sonnenschein hatte aufgehört zu strahlen.

Vor gut zwei Wochen hatte Lydia sich in einer üblen Wohnung am Rande Rostocks zusammen mit Freunden – oder besser: Leidensgenossen – einen Schuss gesetzt.

Wolfgang hatte nie geglaubt, dass Lydia diese Menschen wirklich mochte. Sie waren eine Zwangsgemeinschaft, deren einzige, aber grundlegende Gemeinsamkeit die Abhängigkeit von einer zerstörerischen Droge war.

Ein Schuss also, wie so oft, wie eigentlich immer. Es war der Stoff aus einer neuen Lieferung ihres Dealers gewesen. Offensichtlich hatte der das reine Heroin weniger gestreckt als sonst üblich. Die Droge war zu rein gewesen, sodass Lydia ungewollt eine Überdosis erhalten hatte. Der Notarzt hatte sie zurückholen können. Im letzten Augenblick fing Lydia, nachdem er das Gegenmittel injiziert hatte, doch wieder an zu atmen. Sie öffnete die Augen und sah in das Gesicht des jungen Notfallmediziners, der ihren Kopf hielt. Unter Husten sagte sie: »Du Scheißkerl hast mir den Trip versaut.«

Der Notarzt erwartete keine Dankbarkeit, wie er Wolfgang später sagte. Schon gar nicht von einer Drogenabhängigen.

Die Polizeibeamten hatten Lydias Namen erkannt und Wolfgang Franke angerufen. Der ergriff seine Chance. Gegen den lautstark erklärten Willen Lydias organisierte er einen Entzug. Sie war endlich so weit unten, dass seine Kraft ausreichte, ihren Widerstand zu überwinden. Jahrelang hatte er es akzeptieren müssen, wenn sie seine Hilfe zurückwies. Doch nun, den Tod seiner Tochter vor Augen, war er nicht mehr bereit, auf ihre Einsicht zu hoffen. Es gab ihm die Kraft, die nötig war, ihren durch Drogen manipulierten Willen zu brechen.

Es war seinen guten Kontakten zu verdanken, dass sie sofort einen Therapieplatz bekam. Doch Lydia schrie ihn seitdem immer nur an und beleidigte ihn. »Lass mich in Ruhe« war noch das Nettteste, was er zu hören bekam. In der Klinik versicherte man ihm, dass diese Reaktion normal sei. Normalität war das, wonach sich Wolfgang Franke am meisten sehnte.

Der Entzug der ersten Tage war schrecklich gewesen. Er war bei ihr geblieben. Hatte jede Minute der entsetzlichen Qualen miterlebt. Er war es ihr schuldig. Er sah es als eine Art Strafe für seinen Egoismus.

Sie wurde von Krämpfen geschüttelt. Manchmal schwitzte sie, als ob sie einen Marathon gelaufen wäre. Dann fror sie von einer Sekunde auf die andere erbärmlich. Anfälle von Schüttelfrost durchzuckten immer wieder ihren Körper. »Besorg mir einen Schuss!«, brüllte sie ihn mehrfach an. Sie musste an ihr Bett in der Klinik gefesselt werden. Es bestand die Gefahr, dass sie sich selbst verletzte.

Mehrmals täglich erbrach sie sich. Meist war es ihr egal, dass sie dabei das Bett vollkotzte. Abhängige auf Totalentzug gehen durch die Hölle. Ihnen ist es völlig gleichgültig, was andere denken könnten. Die Schwestern in der Station P1 der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Rostock kannten das zur Genüge. Es gab keine Vorwürfe. Sie tauschten einfach wortlos regelmäßig die Bettwäsche aus.

»Du Scheißbulle kannst mir doch einen Schuss besorgen!«, flehte sie ihn immer wieder an. »Los, mach. Ich halte das nicht mehr aus.«

Er versuchte, ihre Hand zu halten. Mal schob sie seinen Arm aggressiv weg. Manchmal nahm sie seine Hand, ließ seine Zärtlichkeit zu und weinte leise. So wie früher, wenn etwas Schlimmes passiert war. Eine halbe Stunde später nannte sie ihn wieder einen »Scheißbullen«.

Wolfgang ertrug diese Tortur gleichmütig. Er war schließlich schuld an diesem Zustand.

Nach einer Woche war der körperliche Entzug geschafft. Doch was bedeutete das, »geschafft«? Die Krämpfe waren weg, ja. Der Körper rebellierte nicht mehr dagegen, dass ihm das Gift, das ihn langsam zersetzte, vorenthalten wurde. Aber die Seele? War die Seele auch geheilt?

Wiebke Sollich versetzte der Anblick ihres vor sich hin grübelnden Kollegen einen Stich. Sie kannte Wolfgang Franke so gut wie sonst vermutlich nur seine Frau. Deswegen hatte er ihr oft sein Herz ausgeschüttet. Häufiger, als es sich für einen Vorgesetzten gegenüber einer Mitarbeiterin geziemt. Sie schätzte die joviale Art, mit der er seine Chefrolle ausübte. Seine Gemütlichkeit. Seine Geduld, die er aufgebracht hatte, als er Anfang der neunziger Jahre ihre Abteilung und damit auch sie übernahm. Er hatte sie nie spüren lassen, dass ihre Kenntnisse und Fähigkeiten damals weit hinter dem zurücklagen, was westdeutscher Standard war. Er gab ihr ganz selbstverständlich die Zeit, alles aufzuholen. Schwächen deckte er, bis sie sie abgelegt hatte. Stärken hob er hervor. Sie liebte ihn dafür. Im rein beruflichen Sinn.

Deshalb litt auch sie unter der Krankheit seiner Tochter. Als Polizistin hatte sie gelernt, dass Drogenabhängige krank waren. Kranken musste man helfen. Eine manchmal schwere Einsicht, weil sie von Berufs wegen jeden Tag damit konfrontiert wurde, dass sich Junkies vorsätzlich, konsequent und sehenden Auges zugrunde richteten. Lydia war da keine Ausnahme. Doch Wiebke wollte ihr helfen, indem sie Wolfgang Franke bestärkte. Damit er die Kraft fand, seine Tochter beim Heilungsprozess zu unterstützen, so schlecht die Chancen auch standen.

Sie näherte sich ihm vorsichtig von hinten und legte einen Arm um seine Schulter. Sie flüsterte ihm tröstende Worte ins Ohr. Sie versuchte einfach, ihm Mut zu machen.

Wolfgang wischte sich die Tränen aus den Augen. Er war ein großer, bulliger Mann, und doch wirkte er hilflos. »Danke, dass du das sagst. Wir beide wissen, dass es Wunschdenken ist. Die Rückfallquote bei Heroinabhängigen liegt bei weit über neunzig Prozent. Warum sollte ausgerechnet Lydia die Ausnahme sein? Sag mir einen Grund.«

»Weil sie dich hat«, sagte Wiebke. Sie musste schlucken. Da war ein riesiger Kloß in ihrem Hals.

Wolfgang nickte. Sie sah ihm an, dass er eigentlich nicht zustimmen, sondern einfach nur nicht widersprechen wollte.

»Was macht denn dein Versetzungsantrag nach München?«, fragte sie. Er hatte ihr natürlich erzählt, dass er versuchte, wieder in den Süden zurückversetzt zu werden. Unter Tränen hatte er gebeichtet, dass er Jahre gebraucht hatte, um zu begreifen, dass er und seine Entscheidung der Grund für Lydias Absturz waren. Er hoffte, dass Lydia vielleicht bereit wäre, neu anzufangen, und wollte ihr dafür eine Umgebung bieten, die sie zwar vielleicht längst nicht mehr kannte, die ihr aber in guter Erinnerung war. Doch die Chancen für diesen Neuanfang standen alles andere als gut.

»Du weißt doch, wie die sind. Der Antrag wird so lange nicht bearbeitet, bis ich ihn durch meinen Antrag auf Pensionierung ersetzen kann. Und selbst wenn ihn einer ernsthaft in die Hand nehmen würde, eine Versetzung könnte nur aus dienstlichen Gründen erfolgen. Die habe ich aber nicht vorbringen können. Meine private Situation interessiert hier doch keine alte Sau nicht.«

Er benutzte diese typisch bayerische Form der Verneinung gern, weil die doppelte Negation der Aussage besondere Bedeutung verlieh.

»Ich fahr sie jetzt holen«, sagte er dann, nahm seine Jacke und verließ das Büro. Wiebke sah ihm mit feuchten Augen nach. Ob dieser Mann jemals wieder glücklich werden könnte?

Sie griff zu einer Akte und las darin, legte sie aber bald wieder weg. Es handelte sich um einen selbst für Mordermittler widerlichen Fall. Eltern hatten ihr Kind schwer misshandelt, es schließlich sogar verhungern lassen. Doch es gab keine brauchbaren Zeugen, und die Eltern belasteten sich gegenseitig. Wolfgang und sie hatten sich bei den Vernehmungen alle Mühe

gegeben, einen der beiden zu einem Geständnis zu bewegen. Aus vielen Fällen wussten sie: Ein Geständnis erleichtert auch die Seele des Täters. Doch die beiden hatten keine Seele. Wolfgang hatte dieser Fall mehr belastet, als Wiebke das bei ihm je gesehen und vermutet hätte. Er litt unter der Vorstellung, dass ein gewiefter Anwalt die beiden mit einer lächerlichen Freiheitsstrafe, wahrscheinlich sogar zur Bewährung, aus der Verantwortung pauken könnte. Doch genau darauf lief es hinaus. Einen Haftbefehl hatte der Richter angesichts der Ermittlungsergebnisse gar nicht erst ausstellen wollen. Das war ein ganz schlechtes Omen im Hinblick auf das Urteil.

Sie überlegte, was sie jetzt tun könnte, als ihr Blick auf die Vase fiel, die auf dem Sideboard stand. Ihre Gedanken hellten sich auf. Sie hatte heute zweiundzwanzig rote Rosen bekommen. Schon wieder. Wie immer kamen sie von diesem unerhört gut aussehenden, äußerst attraktiven Psychiater Dr. Thomas Schulte. Sie hatten sich kurz vor Weihnachten bei einem Mordfall kennengelernt. Der Hauptverdächtige präsentierte eine Entlastungszeugin, deren Glaubwürdigkeit ihr zweifelhaft erschien. Schulte hatte ein Gutachten erstellt. Deshalb trafen sie sich mehrfach dienstlich und waren auch privat ins Plaudern gekommen. Schulte war so einfühlsam, so gebildet, so zuvorkommend. Wiebke hatte sich Hals über Kopf verliebt. Und seit drei Wochen mit Beginn des neuen Jahres schickte er ihr nun auch noch alle zwei, spätestens alle drei Tage Blumen. Immer nur mit einer Visitenkarte und dem immergleichen Text: »Für eine beeindruckend schöne Frau.«

Siehst du, Wiebke, ein Arzt.

Ja, Mama. Es wird schon.

Aber was war das? In den Blumen steckte ein kleines Kuvert. Das hatte sie doch glatt übersehen. Wiebke stand auf und trat neben das Sideboard. Zitternd nahm sie den Umschlag, öffnete ihn und hielt einen mit Füllfederhalter geschriebenen Brief in der Hand. Mit hochrotem Kopf wie ein Teenager, der den Zettel mit der Frage aller Fragen »Willst du mit mir gehen?« auf dem Pausenhof las, immer in der Angst, die anderen könnten sie dabei ertappen, verschlang sie die Zeilen. Sie las sie so oft, bis sie sie schließlich auswendig konnte.

Meine verehrte Wiebke,

darf ich mir erlauben, Sie beim Vornamen zu nennen? Imaginär sind Sie mit mir schon zu oft ausgegangen, als dass ich es in der Realität noch unversucht lassen könnte. Die gedankliche Vorstellung allein war überwältigend. Machen Sie mir doch die Freude, mit mir heute Abend im Restaurant zu speisen. Ich kann Ihnen versichern, dass ich diese Einladung ohne jeden Hintergedanken ausspreche. Ich bin ein glühender Vertreter der alten Schule. Und ein ebenso glühender Verehrer Ihrer Person. Wenn ich Sie mit diesem Ansinnen nicht zu sehr überrumple, freue ich mich, wenn Sie die Zeit finden, mich anzurufen.

Mann, so wunderschön altmodisch hatte sie schon lange niemand mehr um ein Rendezvous gebeten. Es war ohnehin schon Jahre her, dass sie mal einer eingeladen hatte. Seit vielen Jahren war sie allein. Der Beruf machte es schwer, eine Beziehung aufzubauen. Er verhinderte, dass die zarte Pflanze der Zuneigung durch kleine Aufmerksamkeiten wachsen und gedeihen konnte. Die Folge war absehbar: keine Beziehung und kaum Sex.

Wenn sie mal Sex hatte, dann meist mit einem, der wie sie wieder einmal das Gefühl brauchte, noch begehrenswert zu sein. Keine großen Gefühle, keine Beziehung, kein Stress.

Sie wollte aber endlich wieder große Gefühle. Sie sehnte sich nach einer Beziehung. Ja, sogar ein bisschen Stress mit einem geliebten Partner wäre ihr im Moment recht. Immer noch besser, als jeden Abend Minka, ihrer weißen Siamkatze, zu erzählen, wie sie sich fühlte.

Sie freute sich wirklich. Wiebke griff zum Telefon, rief ihn an und sagte zu. In ein paar Stunden würde sie mit Thomas Schulte in einem Restaurant sitzen und plaudern. Und sie würde ihn ins Bett kriegen, diesen etwas verklemmten, süßen Seelenklemmer. Bereits der Gedanke daran erzeugte bei ihr dieses undefinierbare Verlangen im Bauch. Dieses Kribbeln, das sich auf den ganzen Unterleib ausbreitete. Sie schämte sich nicht einmal.

Er hatte sie schon oft imaginär ausgeführt? Sie war weiter. Sie hatte ihn schon oft in Gedanken verführt. Nach allen Regeln der Kunst. Diese Kunst

beherrschte sie. Sie hatte sie jedenfalls mal beherrscht. Ach was, das ist wie Fahrradfahren, dachte sie. Wenn man's einmal kann, verlernt man es nicht.

Sie piff gedanklich auf alle Konventionen und zugleich laut ein Lied, während sie nach Hause ging, um sich umzuziehen.

Kein Wort hatte sie für ihn übrig. Nur bleischweres, quälendes Schweigen. Wolfgang senkte den Blick. Lydia hatte ihm die Hand gegeben, als er sie im Foyer der Klinik abgeholt hatte. Wie sie vermutlich sogar einem wildfremden Taxifahrer die Hand gegeben hätte. Aber sie hatte nichts gesagt. Sie drückte ihre Verachtung, ihren Hass, einfach durch Ignorieren aus.

»Wie geht es dir, Sonnenschein?«, hatte er gefragt. Sie hatte geschwiegen, auf ihren Koffer gezeigt und war wortlos durch die Kliniktür hinausgegangen.

Wolfgang verstaute das Gepäck im Kofferraum. Lydia hatte sich bereits stumm auf den Beifahrersitz gesetzt. Er stieg ein, schnallte sich an und sagte – mehr aus erlerntem Reflex, als um sie wirklich zu maßregeln: »Schnallst du dich bitte an?«

Der ausgestreckte Mittelfinger und das demonstrative Wegdrehen des Kopfes waren eine nicht verbale, aber nichtsdestotrotz eindeutige Antwort.

Wolfgang atmete tief ein und aus. Er startete den blauen Toyota Corolla und fuhr los. Lydia starrte unbewegt aus dem Seitenfenster.

Nach vielleicht fünf Minuten, die ihm aber wie Stunden vorkamen, versuchte er es erneut. »Wahrscheinlich sind wir bald wieder in München«, log er. Ach was, die konnten ihn mal kreuzweise mit ihrem Beamtenjob. Seine Familie war jetzt wichtiger. Also, wenn es Lydia helfen würde, wären sie bald wieder in München. Ganz sicher!

Lydia zuckte nicht einmal. Sie hob ihre Hand zum Autoradio, suchte einen Sender und drehte den Lautstärkereglern bis zum Anschlag auf. Wolfgang verabscheute die Art von Musik, die sie ausgewählt hatte. Ihm war klar, dass sie sie genau deswegen hörte.

Zwei Wochen lang wurde sie entgiftet. Dass die Klinik und Poliklinik überhaupt ein Bett für sie hatten, war nur der Fürsprache seines Chefs beim Staatssekretär, der wiederum gute Kontakte zur Klinikleitung hatte, zu verdanken. Lydia schien nicht sehr dankbar zu sein. Selbst jetzt, wo es doch vorbei war. Wo sie wieder gesund war. Wo alles wieder gut zu werden schien.

Zu Hause wartete Caroline. Vielleicht würde Lydia wenigstens sie »Mama« nennen. Vielleicht würde sie zumindest ihre Mutter in den Arm nehmen. Vielleicht. Hoffentlich.

Noch etwa zwanzig Kilometer, und sie wären in Graal-Müritz in ihrem mit Reet gedeckten Haus, das sie 1994 günstig gekauft hatten. Nur wenige Minuten zu Fuß zur Ostsee. Dort lag auch ihr kleines Segelboot. Wie lange war es schon her, dass sie damit »auf große Fahrt« gegangen waren? Einmal waren sie, ganz vorsichtig, immer in Ufernähe, zu zweit bis nach Rügen gesegelt. Dort hatten sie ein Zelt aufgebaut. Richtig romantisch wild gezeltet, wie man das in Bayern nannte. Wie lange war das schon her?

Graal-Müritz. Ein Urlaubsparadies an der Ostsee. Sie durften dort leben. Im Paradies. Doch für Lydia war es die Hölle. Sie wollte nicht zurück in die Hölle, das wusste er. Sie wollte wieder in ihr eigenes Paradies. Wieder die bunten Lichter sehen. Sie sehnte sich nach dem Musikerlebnis, das nur sie hatte. Niemand sonst. Nur im Rausch konnte sie die wahre Schönheit der Musik erleben, die Intensität der Klänge sehen. Ja, wirklich. Sie konnte die Musik sehen, wenn sie in ihrem Garten Eden war. Die Klänge gingen ins Ohr, und dann erschienen Bilder. Schöne, bunte, faszinierende Bilder.

Irgendwann wurde sie dann immer müde. Eine bleierne, entspannende Müdigkeit breitete sich in ihr aus, die sie sanft aus der feindseligen Umgebung holte und in ein buntes, schönes Wunderland entführte. Es war perfekt dort im Wunderland. Großartig. Und es war ihr egal, dass die Reise dorthin manchmal auf einer vollgepissten Matratze im Keller einer miesen Absteige begann. Völlig egal.

Lydia sehnte sich nach ihrem Wunderland. Und das Elysium lag ganz sicher nicht in Graal-Müritz. Aber auch nicht mehr in München. Das Dorado ihrer Sehnsüchte war überall, wenn sie es nur wollte. Das Ticket dorthin

kostete um die hundert Euro. Im Grunde ein Schnäppchen. Eine Art Last-Minute-Reise in eine andere Welt. Der Jet bestand aus weißem Pulver. Die Maschine stand bereit. Man wartete nur noch auf sie als letzten Passagier. Sie musste nur noch einchecken.

An einer Kreuzung mitten in Rostock stieg sie ohne Vorwarnung aus dem Corolla. Wolfgang versuchte nicht einmal, sie daran zu hindern. Wie hatte Staatsanwalt Günter Menn, der einzige Mensch, der in dieser Sache jemals ehrlich zu ihm gewesen war, doch so richtig gesagt, lange bevor sie wussten, dass Lydia auf Droge war? »Wolfgang, der einzige Grund, warum ich noch keine Drogen genommen habe, ist der, dass ich genau weiß, dass ich dieses Gefühl dann immer würde haben wollen. Vielleicht rauben wir mit unserer Forderung, ein Junkie müsse clean werden, diesem nur noch den letzten Rest seines bisschen Glücks. Wir wissen alle, dass ein Junkie tot ist. In einem Jahr, in zwei Jahren, in einem Monat oder schon morgen. Den Entzug schaffen auf Dauer doch sowieso nur die, die nicht voll auf Droge waren. Wer richtig drauf ist, will im Grunde nicht mehr runter, oder er kann es nicht. Eigentlich sollten wir ihm dieses bisschen Glück doch gönnen. Etwas anderes hat er nicht. Etwas anderes will und wird er auch nicht mehr erleben.«

Als Lydia das Auto verließ, wurde Wolfgang diese grausame Wahrheit schmerzhaft bewusst. Er wusste nur nicht, wie er es Caroline beibringen sollte. Sie mussten sich wohl damit abfinden, dass Lydia gestorben war. Bald.

Günter Menn saß an seinem Schreibtisch und erledigte die letzten Handgriffe für heute. Sein Büro an der Doberaner Straße war zweckmäßig eingerichtet. Es gab einen Bürostuhl, einen ziemlich veralteten Schreibtisch, eine kleine Besprechungsecke mit einem Tisch und drei Stühlen, einen Schrank und ein Sideboard für Akten. Jeder halbwegs erfolgreiche Anwalt hätte das Mobiliar längst in den Sperrmüll gegeben. Selbst der Tresor, in dem er sehr wichtige Akten aufbewahrte, war ein altertümliches Modell.

Auch das Gebäude an sich war nicht sonderlich repräsentativ. Im Gegenteil: ein Betonbau im typischen Stil der siebziger Jahre des vorigen

Jahrhunderts. Wenn er die Fenster öffnete, drang der Verkehrslärm ungehindert in sein Arbeitszimmer.

Aber trotzdem war er ein durch und durch zufriedener Mensch. Auch er war im Zuge der Wiedervereinigung und dem damit einhergehenden Aufbau der Behörden aus Westdeutschland in den Osten gespült worden. Auch er hatte die Chance genutzt, die sich ihm bot. Im Gegensatz zu Wolfgang Franke war er jedoch glücklich.

An seinem Studium der Rechtswissenschaften nur mäßig interessiert, hatte er viele Semester verbummelt und das erste Staatsexamen auch prompt in den Sand gesetzt. Danach war er das erste Mal in seinem Studium fleißig gewesen. Ein Jahr und vier Monate hatte er gepaukt. Schrecklich anstrengende sechzehn Monate. Er hatte wie verrückt gelernt und jeden nur denkbaren Kurs besucht, den Alpmann Schmidt, ein auf Examensvorbereitung für Juristen spezialisiertes Nachhilfeunternehmen, in Köln anbot.

Alpmann Schmidt nannten ihr Kursprogramm natürlich nicht »Nachhilfestunden für Jurastudenten«, sondern vornehm »Juristische Lehrgänge«. Am Charakter der Veranstaltung änderte sich durch die schönere Bezeichnung allerdings nichts. Man trichterte den verzweifelten Eleven Justitias den Stoff ein. Doch mit der Wissensvermittlung ist es wie mit dem Säen von Saatgut: Nur auf fruchtbarem Boden ausgebracht besteht die Chance auf reiche Ernte. Günter Menn glich dabei eher einem verkarsteten steinigen Boden.

Es hatte trotzdem etwas genützt, wenn auch nicht viel. Mit dem äußerst durchschnittlichen, man musste leider eher sagen: schlechten Ergebnis von »ausreichend« – und das auch nur am unteren Rand – hatte er das erste Staatsexamen im zweiten Anlauf bestanden und war Rechtsreferendar geworden.

Doch auch das zweite Staatsexamen muss bestanden werden. Sein erster Versuch schlug grandios fehl. Ebenso gründlich misslang der zweite. Eigentlich wäre jetzt Schluss gewesen, doch Günter reichte eine Petition beim Justizminister ein – wie alle, die zweimal beim »Zweiten« durchfallen – und erhielt wie fast jeder dieser Unglücklichen die dritte Chance. Er nutzte

sie. Mit allen Mitteln. Dann hatte er sie endlich, die »Befähigung zum Richteramt«, wie es so schön auf dem Zeugnis geschrieben stand. Doch das bedeutete nicht, auch nur die geringste Chance auf einen entsprechenden Job zu haben.

Zu fast jeder Zeit vor und dann wieder einige Jahre nach seinem Abschluss hätte er sich mit seiner Qualifikation in das Heer des juristischen Proletariats einreihen müssen. Er hätte sich für einen Hungerlohn bei irgendwelchen Kanzleien verdingen müssen und, wie nicht wenige, nur durch Zusatz Tätigkeiten überhaupt ein nennenswertes Einkommen erzielen können. Taxifahren war damals wie heute sehr beliebt.

Zu seinem Glück wurde er aber im Jahr 1991 fertig. In den neuen Bundesländern wurden damals zum Aufbau der Gerichtsbarkeit verzweifelt Juristen gesucht. Sogar er konnte dort Staatsanwalt werden. Man bot ihm eine Verbeamtung an. Ihm, dem doch eher unbegabten Absolventen mit, vorsichtig formuliert, nicht gerade glänzenden Noten. Günter griff zu. Er hatte tatsächlich allen Grund, glücklich zu sein. Fortuna hatte es gut mit ihm gemeint.

Jetzt, viele Jahre später, war er Oberstaatsanwalt, Leiter der Abteilung Wirtschaftskriminalität und der gefürchtete Terrier, der Betrügern, Insolvenzverschleppern, Bauernfängern und anderen Parasiten der freien Marktwirtschaft auf den Zahn fühlte und ihnen nicht selten selbigen zog.

Er hatte seine Berufung gefunden, und sein Engagement und die über die Jahre erworbene Erfahrung glichen den unbestreitbar vorhandenen Mangel an juristischer Begabung mehr als aus. Seine Vorgesetzten schätzten seine Arbeit. Sein Urteil galt etwas. Wer nach Günter Menns Prüfung angeklagt wurde, erhielt fast immer eine Strafe – nicht selten handelte es sich dabei um eine mehrjährige Haft. Wenn er aber zu dem Ergebnis kam, dass die Verdachtsmomente für eine Verurteilung nicht ausreichten, dann war das auch so und wurde allgemein akzeptiert.

Günter blickte auf seine Uhr, verfügte noch schnell in einem Vordruck die Einstellung eines Verfahrens wegen der angeblichen Verschleppung einer GmbH-Insolvenz, heftete das Schreiben auf eine der vielen roten Akten, legte diese auf den Aktenwagen und räumte seinen Schreibtisch auf. Es war

Freitag, vierzehn Uhr dreißig, und er freute sich auf seinen Abend. Niemand wusste, was er ein- bis zweimal im Monat in der Nähe von Lübeck machte, nicht einmal seine beiden engsten Freunde, Wiebke Sollich und Wolfgang Franke. Dieses kleine Geheimnis verhinderte auch, dass er Wiebke Avancen machte. Er liebte diese Frau seit der ersten Minute, in der er sie gesehen hatte. Doch er war davon überzeugt, dass es bei Wiebke auf keinerlei Verständnis stoßen würde. Er wollte darauf aber nicht verzichten. Er *konnte* darauf nicht verzichten.

Ich habe einen zu dicken Arsch, dachte Wiebke. Sie war frisch geduscht und drehte sich nun, ihren Körper kritisch prüfend, vor dem Spiegel hin und her. Dabei war ihr Blick an ihrem Hintern hängen geblieben.

Das weiße Handtuch hatte sie, einem Turban ähnlich, um ihre nassen brünetten Haare gewickelt, die sie zu einer modischen Kurzhaarfrisur hatte schneiden lassen. Die Frisur gab ihr ein jugendliches Aussehen, ohne dass sie auf peinliche Weise versuchte, so auszusehen wie eine Zwanzigjährige.

Minka hatte sich verzogen. Das Tier spürte, dass es jetzt besser war, sich möglichst weit von ihr entfernt aufzuhalten.

Wiebke drehte sich wieder zurück und griff mit beiden Händen unter ihre Brüste. Sie hob sie etwas an und betrachtete sie von vorn und von den Seiten. Sie hatte einen mittleren, etwa apfelsinengroßen Busen. Mit Anfang vierzig hatte das Newton'sche Gesetz der Schwerkraft auch bei ihr ein wenig seinen Tribut gefordert. Aber mit ihren Brüsten war sie doch im Großen und Ganzen zufrieden. Ihr Blick wanderte tiefer.

Der Bauch. Ganz okay, Baby, dachte sie. Einigermaßen straff. Das regelmäßige Training in der Hockeymannschaft des Polizeisportclubs zahlte sich aus. Gut, kein Brett wie diese bulimieverdächtigen, spindeldürren Models. Aber doch zufriedenstellend.

Die Beine. Lang genug. Vernünftig zum Körper proportioniert und trainiert. Kein, jedenfalls wenig Fett. Keine Cellulitis. Die Beine waren in Ordnung. Vor allem jetzt, nachdem sie jedes Härchen, das es gewagt hatte,

aus der leicht solariumgebräunten weichen Haut hervorzusprießen, erfolgreich mit dem Epiliergerät bekämpft hatte.

Der Schritt. Die Behaarung ihres Venushügels hatte sie bis auf einen kleinen Rest entfernt und gestutzt. Auch hier war sie samtweich und ansehnlich.

Eigentlich war doch alles perfekt, so weit das in ihrem Alter überhaupt möglich war.

Doch ihren Arsch konnte sie nicht stutzen. Sie hatte schon immer ein breiteres Becken als der Durchschnitt gehabt und damit einen weiblichen Hintern. Als sie noch bei der uniformierten Polizei war, hatte sie ihren Po immer in die völlig falschen, da für Männer geschneiderten Uniformhosen pressen müssen. Jetzt, als Kripo-Beamtin, durfte sie ja Zivil tragen. Da konnte man kaschieren. Aber im Bett mit dem süßen Seelenklempner? Was würde er zu ihrem Hintern sagen?

Ihr Hintern war Wiebkes großer Komplex. Oder er war zu ihrem Komplex geworden. Bis vor ein paar Jahren war sie mit sich insgesamt und damit auch mit ihrem Gesäß völlig zufrieden gewesen.

Dann war die Katastrophe über sie hereingebrochen, in Gestalt eines unverschämt gut aussehenden, durchtrainierten Mannes namens Wilfried. Ein Tennislehrer. Warum musste er auch jedes Klischee erfüllen? Äußerlich hätte er auf dem Titel der »Men's Health« abgebildet sein können. Innerlich war er aber leider genauso leer wie meistens sein Konto.

Dennoch hatte sie ihn vergöttert. Oder, um es der Wahrheit zuliebe exakt zu sagen: Sie hatte den Sex mit ihm vergöttert. Die größte Wonne war es für sie gewesen, wenn sie vor ihm kniete, er dahinter und er sie dann »a Tergo« in der Hundestellung nahm. Das konnte er perfekt. Er beherrschte das abwechselnd fordernde Zustoßen und provozierend langsame Rein- und Rausgleiten wie kein anderer. Immer, jedenfalls fast immer, hatte er es geschafft, dass sie einen Orgasmus bekam. Bis zu jenem Tag, als er in Ekstase sagte: »Dein Stutenarsch macht mich wahnsinnig!«

Er meinte das als Kompliment. Sie empfand es als Beleidigung.

Stute? Pferd?

Sie hatte den unsensiblen Macho rausgeworfen. Doch das von ihm durch einen einzigen Satz geschaffene Problem war geblieben. Wiebke war eine Stute mit einem entsprechenden Hintern. Da konnte man nichts machen. Vielleicht würde es der Seelenklempner nicht merken. Vielleicht mochte er Pferdehintern. Wirklich?

Sie verdrängte den Gedanken. Sie hatte noch eine Stunde. Gerade genug, um sich zu föhnen, zu frisieren, Make-up aufzulegen, ein Kleid auszusuchen, sich anzuziehen und dann Schuhe zum Kleid auszuwählen. Allein Letzteres dauerte erfahrungsgemäß zwanzig Minuten. Sie musste sich beeilen.

Wolfgang kam niedergeschlagen in Graal-Müritz an. Das reetgedeckte Haus lag malerisch in der untergehenden Sonne. Es wirkte friedlich, doch auf ihn machte es auf einmal einen feindlichen Eindruck. Was hatte er als Oberbayer auch in einem Fischerhaus zu suchen? Das konnte ja nicht gut gehen. Sie gehörten in die Berge. Und wenn schon Wasser, dann das erfrischend kalte Süßwasser der durch die Gletscher entstandenen oberbayerischen Seen. Chiemsee. Starnberger See. Tegernsee. Aber doch nicht das salzige, unruhige, stürmische Wasser der Ostsee.

Er stellte den Corolla ab und ging schweren Schrittes zur Haustür. Caroline schaute ihn erwartungsfroh an. Sie wollte Lydia sehen. Sie wollte sich um sie kümmern. Sie hatte sie doch zur Welt gebracht. Lydias erste Nahrung war ihre eigene Milch gewesen. Sie hatte die vollgeschissenen Windeln gewechselt. Warum sollte sie es nicht auch jetzt schaffen, ihrem Sonnenschein wieder ins Leben zu helfen? Aber es kam niemand außer einem gebeugt laufenden Mann, der alles andere als eine überlegene, siegessichere Männlichkeit ausstrahlte.

»Wo ist sie?«, fragte Caroline. Sie hatte Tränen in den Augen. Schmerzhaft wurde ihr klar, dass Lydia von ihnen nichts mehr wissen wollte.

Wolfgang zog nur kurz die Schultern hoch, sagte: »Abgehauen« und ging an seiner Frau vorbei ins Wohnzimmer. Caroline hatte eine weiß-blaue Girlande aufgehängt. Der Tisch war gedeckt. Weißwürste, Leberkäs mit süßem Senf, dem guten von Händlmaier natürlich, frisch aufgebackene

Brezn, Radi, Obatzter. Alles, was zu einer deftigen bayerischen Brotzeit gehört, hatte Caroline in der Diaspora besorgt und aufgetischt. Lydia sollte sich darauf freuen, dass es bald zurückginge. Zurück in das verlassene Paradies.

Heimlich hatte Caroline schon mit Maklern gesprochen. Wenn sie das Haus verkaufen würden, könnten sie sogar richtig Plus machen. Reetgedeckte Häuser waren in den letzten Jahren total interessant geworden. Besonders wenn sie, wie das ihre, in einem aufstrebenden Urlaubsort lagen. Der Kaufpreis wäre wesentlich höher als die Hypothek. Mit etwa hunderttausend Euro Gewinn und den siebzigtausend, die sie gespart hatten, könnten sie auch im Süden etwas kaufen. Sogar in München.

Doch es war zu spät. Lydias Paradies war nicht mehr an einen Ort gebunden.

Caroline schaffte es nicht, ihren Mann in den Arm zu nehmen. Zu sehr machte sie ihn tief in ihrem Inneren für Lydias Drogensucht verantwortlich. Wolfgang wiederum hatte keine Kraft, seiner Frau zu zeigen, wie sehr er sie liebte, wie sehr er sie schätzte und wie sehr er sie jetzt brauchte.

Sie saßen sich gegenüber. Schwiegen sich an.

Wolfgang trank ein Weißbier. Dann ein zweites. Beim dritten stand er auf und holte die Flasche Obstler. »Auch ein Stamperl?«, fragte er.

Caroline schüttelte den Kopf. Sie stand auf und begann, den Tisch abzuräumen. Sie schuf äußere Ordnung als Ersatz für die irreparabel zerstörte innere Ordnung ihres Lebens. Als sie die letzten Krümel vom Tisch fegte, hatte Wolfgang bereits das sechste Stamperl intus und blickte sie aus glasigen Augen an.

»I geh jetzt schlaffa«, sagte sie in breitstem Bayerisch.

Er nickte und schenkte sich einen weiteren Schnaps ein. Langsam erholte sich seine Psyche von den Selbstvorwürfen. Irgendwann übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief angezogen und laut schnarchend auf dem Sofa ein. Das passierte ihm immer häufiger.

Caroline verachtete ihn dafür. Immer mehr.

Fritjof Hansen war extrem schlechter Laune, als es klingelte. Er stellte seinen Whisky-Tumbler ab, ging zur Tür und schaute durch den Spion. Was will die denn?, dachte er, öffnete aber dennoch die Tür zu seiner aufwendig renovierten Altbauwohnung in der Innenstadt Rostocks.

»Hallo, Lydia«, sagte Fritjof.

Wie selbstverständlich betrat sie den großen Flurbereich, schlang ihre Arme um ihn und küsste ihn leidenschaftlich. Er ließ es geschehen. Er wehrte sich nicht, aber er erwiderte ihre Leidenschaft auch nicht.

»Da bin ich wieder«, sagte sie und strahlte ihn an.

Das sehe ich, dachte er nur.

»Komm rein«, murmelte er. »Nimm dir was zu trinken, ich muss mal kurz telefonieren.«

Sie nickte, ging ins Wohnzimmer, nahm sich einen Gin und flegelte sich auf das Sofa. Bis Fritjof aus seinem Büro zurückkäme, würde sie sich mit der Fernbedienung und dem großen Fernseher amüsieren.

Fritjofs schlechte Laune war weniger auf Lydias überraschende Rückkehr zurückzuführen. Er hatte vielmehr geschäftliche Probleme. Große Probleme, weil er mit seinem Unternehmen gerade eine Abschreibung von fünfzigtausend Euro verkraften musste. Selbst für ihn eine Summe, die ihn traf.

Fritjof war in Rostock geboren, hier aufgewachsen und außer zu Urlauben nie aus der Stadt gekommen. Eigentlich war er ein sehr guter, ambitionierter Schüler gewesen. Er hatte Abitur gemacht und sogar angefangen zu studieren. BWL wollte er machen. Manager werden. Anzüge tragen, große BMWs fahren und die Geschicke multinationaler Konzerne lenken. Das war sein Ziel gewesen.

Um sein Studium zu finanzieren, hatte er einen kleinen, aber lukrativen Handel aufgezogen. Dieses Geschäft florierte mit den Jahren immer mehr, sodass er BWL eine schöne Wissenschaft und die Welt der Großkonzerne eine Utopie sein ließ. Sein Geschäft ernährte ihn redlich.

Doch nun war einer seiner Spediteure unvorsichtig gewesen. Die letzte Lieferung war unwiederbringlich verloren. Eine Versicherung gab es nicht. Er rief seinen Lieferanten an.

»Guten Abend«, sagte er. »Die letzte Lieferung ist untergegangen.«

»Das ist Ihr Problem«, erwiderte der Mann mit holländischem Akzent.

»Ich weiß«, knurrte Hansen. Wie bei internationalen Geschäften üblich, ging auch bei Fritjof Hansens Handelsware das Risiko mit der Übergabe der Sache an den von ihm beauftragten Spediteur auf ihn über.

Sein Spediteur war weiblich, zweiundzwanzig Jahre alt, Studentin der Germanistik und im ICE von Amsterdam nach Dortmund von den Beamten des Grenzschutzes gestellt worden. Sie hatten das Heroin gefunden, das sie transportierte. Sie wurde verhaftet, die Ware beschlagnahmt. Die fünfzigtausend Euro Einstandspreis waren verloren. Vom entgangenen Gewinn in Höhe von fast vierhunderttausend Euro ganz zu schweigen. Die Polizei konnte die Spur zwar nicht bis zu ihm verfolgen. Aber die Einschläge kamen näher.

»Sie sollten Ihre Logistik überprüfen«, empfahl der Holländer.

Er hat recht, dachte Hansen. Sein System war bisher im Grunde perfekt gewesen. Bisher. Er kümmerte sich um den Vertrieb der Ware hier vor Ort. Seine Spezialität war das aggressive Marketing bei jungen Menschen. In Schulen, Kneipen und Diskotheken mit jungem Publikum ließ er Gratisproben verteilen, bis die Neukunden kaufen mussten. Aber Hansen trat schon lange nicht mehr an vorderster Front auf. Die Organisation des Vertriebsnetzes oblag Christof, einem ehemaligen Kommilitonen, der im Gegensatz zu Hansen selbst an der Nadel hing und deshalb ein willfähriger Mitarbeiter war. Seine Drückerkolonie bestand aus ebenfalls Abhängigen.

Dieses System war Hansens Lebensversicherung. Er gab Christof den Stoff. Der verteilte ihn an die Drücker, die ihn schließlich an die Endkunden auslieferten. Ein Verrat war so gut wie ausgeschlossen. Ein Junkie verkauft eher seine Großmutter, als die Quelle für seine Sucht zu gefährden. Wenn jemand verraten werden würde, dann Christof. Dieser würde aber nie ihn bezichtigen.

Hansen selbst wickelte nur noch den Einkauf in Amsterdam persönlich ab, wo er als Tarnung eine Bar betrieb. Das war wichtig, damit er für den Fall der Fälle eine plausible Erklärung hatte, warum er häufig in die Grachtenstadt fuhr.

Dort traf er sich mit Sven, dem Holländer, und prüfte die Güte der Ware. Er bezahlte und packte die in kleinen Plastikbeuteln befindlichen Drogen in den doppelten Boden einer Reisetasche, die dann von einem ahnungslosen Studenten in ein Bahnhofsschließfach gebracht wurde. Hansen selbst verließ Amsterdam sofort danach und sorgte dafür, dass genügend Zeugen in Rostock bestätigen konnten, wie sich der Chef höchstpersönlich darum kümmerte, dass auch seine diversen Diskotheken, Bars und Amüsierbetriebe hier vor Ort liefen.

Ein Mitarbeiter seiner Amsterdamer Niederlassung schickte ihm den Schließfachschlüssel. Christof beauftragte einen »Spediteur«, die Tasche zu holen und sie in einem Schließfach an immer wechselnden Zielbahnhöfen zu deponieren. Nur mit diesem Schlüssel kam der Bote wieder in Rostock an. Christof sorgte dann dafür, dass die Ware abgeholt und endgültig nach Rostock gebracht wurde. Hansen hatte immer ein Alibi. Auf dieses System war er stolz. Sollte etwas schiefgehen, wäre er nie dabei gewesen.

Jetzt musste er eine Alternative zum Transport mit Boten finden, denn die heutige Verhaftung war schließlich Warnung genug. Er durfte sein Glück nicht strapazieren. Während er telefonierte, hatte er auf einmal den rettenden Gedanken.

»Mir ist da gerade was eingefallen«, sagte er zu dem Holländer. Es war eine perfide Idee, in deren Mittelpunkt Lydia stand. »Wir müssen über die Verpackung Ihrer Ware reden.«

»Okay, wann?«

»Nächste Woche. Ich melde mich.«

»Einverstanden.«

Deutlich besser gelaunt legte Fritjof auf und ging zurück ins Wohnzimmer. In der Hand hielt er einen verführerischen kleinen Plastikbeutel. Er setzte sich zu Lydia, streichelte ihr über das Haar und sagte: »Entschuldigung, dass ich gerade so abweisend war. Ich hatte echte Probleme.« Zärtlich fuhr er mit dem Plastikbeutel über die Konturen ihres Gesichts. Sie lächelte.

»Kein Problem, Schatz«, sagte sie. Ihre Augen gierten den weißen Inhalt des Tütchens an.